

Südfrankreich, kurz vor der Französischen Revolution: Der Achtjährige Pierre träumt von einem Leben weit weg von seinem armseligen, häßlichen Bauerndorf und flüchtet sich täglich in ein Phantasiereich. Eines Tages sieht er ein kleines Mädchen vor seiner Hütte auf einem Stein sitzen, und der Himmel scheint ihm kopfzustecken. Der Blick des Mädchens, ein Blick, wie er ihn nie zuvor gesehen hat, scheint ihm zu bedeuten, daß es noch eine andere, bessere Welt geben muß. So zieht er los, um den Ort zu finden, an den er hingehört. Den Stein, auf dem das Mädchen saß, trägt er auf seinen Schultern wie das Gewicht seiner Sehnsucht zu jener besseren Welt, die ihm des Mädchens Blick geöffnet hat.

So anachronistisch poetisch Mario Noichl die Geschichte von Liebe, Leid und Sehnsucht auch erzählt, so berührend und desillusionierend läuft sie aufs Scheitern hinaus.

MARIO NOICHL, 1979 am Faschingsdienstag um acht Uhr acht morgens in Südbayern geboren, sieht sich als Narr und Dichter. Den Weg als Schriftsteller wählte er, weil er früh anfang, sich Fragen zu stellen, und zwar ausgerechnet jene, die zu keiner Zeit der Welt eine Antwort erhoffen ließen. Antworten bietet das Schreiben freilich keine, doch läßt sich die Unwissenheit damit leichter ertragen.

Mario Noichl

Pierre,
der den Stein trägt

Erzählung

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter www.buchmedia.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dezember 2006

© 2006 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 10: ISBN 3-86520-236-5

ISBN 13: ISBN 978-3-86520-236-9

1.

Am zwölften Juli 1789 saß ein achtjähriges Mädchen in der Nähe der im Languedoc gelegenen Stadt Carcassonne auf einem Stein und blickte in die Ferne. Obgleich sie aus einer sehr armen Bauernfamilie stammte, schlecht gekleidet war und auch nicht allzu gut genährt, mischte sich in ihren melancholisch über die weiträumigen Felder schweifenden Blick etwas Würdevolles und durchaus Erhabenes, gleichwohl er von einer irritierenden Fremdheit beherrscht wurde.

Die karg bebauten Felder waren verwildert, das Korn hing dürr wie auf geköpften Halmen, als hätte eine Seuche die Bauern von der Ernte abgehalten. Es ging ihrer Familie denkbar schlecht und auch den benachbarten Bauern ging es nicht besser, ihnen fehlte schlicht das Geld für ausreichend viel Saatgut, um sämtliche Anbauflächen nutzen zu können.

Um die Hütten der Bauern stand es nicht besser. Sie waren ebenfalls in einem erbärmlichen Zustand, und nicht zuletzt die Bauern selbst.

Die Menschen die hier lebten, vermochte man bereits an ihrem besorgten und ernsten Blick zu erkennen, so daß jenes würdevolle heitere Schauen des Mädchens überhaupt nicht zu den anderen Gesichtern passen wollte, ganz so, als ob sie eine Fremde wäre an diesem Ort.

Trotz ihres ärmlichen Aussehens war ihr Blick von einem großen inneren Reichtum beseelt, was allerdings nur den wenigsten aufgefallen sein dürfte, denn die Einheimischen waren viel zu sehr damit beschäftigt, über die Runden zu kommen und konnten nicht auf die Gesichter kleiner Mädchen achten.

Doch einer dieser Wenigen robbte ihr, versteckt im hohen

Gras eines unbestellten Feldes, vorsichtig entgegen, eifrig darauf bedacht, unentdeckt zu bleiben.

Es war dies ein ihr gleichaltriger Knabe aus einer Bauernfamilie ihrer Nachbarschaft.

Immer näher arbeitete er sich bäuchlings an sie heran, was im dichten Gras nicht einfach war, da er ein großes politisches Flugblatt mit sich führte, das er jedoch nicht lesen konnte, weil er nie in eine Schule gegangen und daher des Lesens und Schreibens nicht mächtig war. Er hatte das Flugblatt jedoch auch nicht des Lesens wegen bei sich, sondern breitete es, da er nun nahe genug an das Mädchen herangekommen war, vor sich auf dem Boden aus, indem er das hohe Gras flach niederdrückte, bis das Papier einigermaßen eben vor ihm lag. Hierbei ging er äußerst vorsichtig vor, wobei er bäuchlings liegen blieb, um ja nicht von dem Mädchen entdeckt zu werden.

Er ballte seine Faust in der Hosentasche. Als er sie wieder herauszog und sie öffnete, konnte man sehen, daß sie mit Asche gefüllt war, die er sich am Tag vorher von einem kürzlich abgebrannten Bauernhof aus der Gegend besorgt und damit seine Taschen gefüllt hatte. Mit großem Geschick begann er nun, die unbedruckte weiße Plakatrückseite mit seinen aschebestäubten Fingern zu bemalen.

Echte Farbe oder einen Pinsel gab es an diesem Ort nicht. Asche jedoch gab es zur Genüge, nur fehlte es ihm oft am nötigen Papier, weshalb er sich an jedem kleinen Fitzelchen übte, das ihm in die Hände geriet.

Er hatte das Mädchen in letzter Zeit so häufig beobachtet, daß er nicht nur genau wußte, zu welcher Zeit sie auf dem Stein saß, sondern daß er ihr hübsches Gesicht mit den stillen Augen auch auswendig malen hätte können. Wie durch einen Fingerzeig Gottes hatte er gestern am Rand der einzigen durch sein Dorf führenden Straße das Plakat gefunden, das beste Stück Papier, das er je in Händen gehalten hatte.

Es war spät am Morgen, die Sonne stand bereits hoch am Himmel, und die Felder schimmerten in trägen Pastellfarben. Dieselbe Sonne schien auch auf das Mädchen herab und sie

mußte ihre Augen ein wenig zusammenkneifen, um nicht von ihr geblendet zu werden.

Der Knabe hatte reichlich Zeit, sie zu porträtieren. Nur der von Zeit zu Zeit aufkommende Wind machte ihm etwas zu schaffen, da er ihm die Asche aus der Hand wehte. Auch als das Bild schon längst vollendet war, konnte er nicht den Blick von dem Mädchen wenden.

Dies wurde ihm schließlich zum Verhängnis. In der geraumen Zeit, die er im Grase liegend schon verbracht hatte, war er nämlich unvorsichtig geworden und hatte sich in seinem Verlangen, das Mädchen besser sehen zu können dazu hinreißen lassen, sich ein wenig aufzurichten, so daß ihn das Mädchen plötzlich entdeckte.

In dem Moment, als ihr Blick ihn traf, da wurde er selbst zum Gemälde und erstarrte regungslos, weiß wie eine Leinwand mit stechenden Schläfen, um wie vom Schlag getroffen zu Boden zu gehen und dort starr zu verharren.

Natürlich hatte ihn das Mädchen längst entdeckt, so daß es sinnlos war, sich weiter zu verstecken, doch er konnte sich einfach nicht hochreißen.

Als sich seine Erstarrung ein wenig lockerte, wurden seine kleinen, von der Asche verschmierten Hände feucht vor Angst, und er fragte sich, was er denn tun solle. Zuerst entschied er sich, einfach liegenzubleiben und abzuwarten. Je länger er aber liegenblieb, um so stärker fühlte er sich ihren Blicken ausgesetzt, auch wenn sie ihn im hohen Gras nur ahnen konnte. Seine Qual wuchs unaufhörlich. Am liebsten hätte er sich, wie ein von der Sonne getroffener Maulwurf, einfach in den Boden vergraben.

Plötzlich schnellte er hoch. Später hätte er es nicht zu sagen vermocht, wie er unvermittelt vor ihr zu stehen hatte kommen können, immer noch mutlos, zu ihr aufzublicken.

Ob sie ihn letzten Endes verzaubert hatte, daß er seinen Kopf hob, um verstohlen nach ihr zu schauen, wußte er nicht, jedenfalls schien sie, nach ihrem neugierigen und etwas belustigten Blick zu schließen, keineswegs böse auf ihn zu sein.

Mit großen, aufgerissenen Augen erwiderte er zitternd ihren

Blick; nun konnte er ihr nicht mehr entkommen. Je freundlicher sie ihn anlächelte, desto verlegener wurde er. Er drehte sich um und wollte schon gehen, weil er trotz ihres einladenden Lächelns, den Mut zu etwas anderem nicht aufbringen konnte, erblickte dabei jedoch sein Bild, das unverändert vor ihm auf dem Boden lag. Er hatte es in der Aufregung längst vergessen, doch als er es nun ansah, verschaffte es ihm eine ungeahnte Kraft. Er beugte sich nieder, um es aufzuheben, und ging in einem für ihn unbekanntem Anfall von Mut mit dem Bild auf sie zu, als sei er nicht das achtjährige Kind, das er war, sondern ein erwachsener Mann. Er ging ganz dicht an sie heran, ohne den Blick von ihr zu wenden, als sei er seiner selbst nicht mächtig.

Das Mädchen verharrte schweigend auf dem Stein, ein mildes, fragendes Lächeln lag auf ihren Lippen, als wunderte sie sich über ihn.

Ohne ein Wort überreichte er ihr das Porträt. Sie warf einen kurzen Blick darauf und sah ihn ratlos an. Er hatte ihr die Flugblattschrift hingehalten, die auch sie nicht entziffern konnte.

Er bedeutete ihr also mit einer Handbewegung, daß sie das Flugblatt umdrehen müsse. Er selbst konnte hierbei nicht mehr eingreifen, da er es nicht gewagt hätte, das jetzt in ihren Händen befindliche Papier auch nur zu berühren. Kaum tat sie wie ihr geheißenen, überzog ihr Gesicht ein tiefes, glückseliges Lächeln, dessen Glanz er bis zu seinem Ende nicht vergaß. Doch verließ ihn sein Mut nun merklich, da ihm immer stärker bewußt wurde, daß er sich ihr schutzlos ausgesetzt hatte, und ehe sie noch zu ihm aufschauen konnte, war er schon über die Felder hinweg fortgelaufen.

Verwundert blickte sie ihm nach. Noch lange Zeit später bereute sie es, ihm nicht nachgerufen zu haben, denn sie sollte ihn für lange Zeit nicht wiedersehen.

2.



Der Knabe hingegen sah das Mädchen am nächsten Tag ein weiteres Mal.

Wie am Vortag näherte er sich ihr, erneut das hohe Gras als seine Deckung nutzend.

Schon von weitem sah er sie auf dem Stein sitzen. Aber sie war nicht allein. Neben ihr stand ein ihm unbekannter Junge.

Er robbte noch näher auf sie zu, um die beiden besser beobachten zu können.

Der unbekannte Junge war ausnehmend gut gekleidet und stand in einer eleganten und kecken Pose neben dem Mädchen, wobei er einen Fuß auf einen neben dem Mädchen liegenden Stein gestellt hatte. Er mußte ein Reisender sein, niemand sonst trug hier solche Kleidung und niemand stand so stolz und gerade wie er.

Es kam durchaus gelegentlich vor, daß Reisende im Bauerndorf Rast machten, um sich dort zu sättigen und sich ein wenig zu erholen. Sie kamen dann immer von genau jener Straße, an welcher der Knabe sein von Gott geglaubtes Flugblatt gefunden hatte. Auch dieser so auffallend gut gekleidete Junge mußte also von der besagten Straße her gekommen sein, und vielleicht, dachte der Knabe, war auch er von Gott geschickt.

Die Eltern des Jungen standen etwa zweihundert Meter weiter entfernt nahe der Bauernhütte der Familie des Mädchens. Sie sprachen gerade mit ihrem Vater, und auch ihre Mutter war herausgeeilte, um den reichen Besuchern zur Verfügung zu stehen. Auch sie waren sofort an der für die Umgebung ungewöhnlich vornehmen Kleidung zu erkennen. Das Kleid der Frau hatte enorme Ausmaße und war mehrfach ineinander geschichtet und durch allerlei Bändchen und Schleifen mit-

einander verbunden, so daß man vergeblich die Kontur ihrer Gestalt suchte.

Verglichen mit der Kleidung der Einheimischen erschien ihr Äußeres geradezu grotesk und glich mehr einer Ver- als einer Bekleidung, denn den Bewohnern im Dorfe ging es wirklich nur darum, ihre blanke Nacktheit zu verbergen, und alles was dafür geeignet war, galt ihnen als Gewand.

Während sich nun das reiche Ehepaar mit den Eltern des Mädchens unterhielt, schwirrten drei Personen um sie herum. Nach ihren schlichten uniformen Gewändern zu urteilen mußte es sich um die Diener der Herrschaften handeln. Einer der Diener spannte gerade die Pferde von der gleich neben der Bauernhütte stehenden herrschaftlichen Kutsche. Ein anderer schleppte in einem großen Eimer Wasser für die Tiere heran, wobei der Kübel, den er hierfür benutzte, derart groß war, daß er, gefüllt mit Wasser, unmöglich von einer einzelnen Person zu tragen gewesen wäre, weshalb ihn der Mann am Boden entlangschleifen mußte und trotzdem all seine Kraft dazu benötigte. Der Dritte wollte sich eben daranmachen, das von der Fahrt durcheinandergebrachte Kleid der Dame etwas zurechtzumachen, weil ihm aufgefallen war, daß es auf ihrem Rücken, den sie selbst schließlich nicht sehen konnte, stark verrutscht war und sich die Schleifen und Bänder wild ineinander verheddert hatten.

Als er der Dame jedoch diesbezüglich zur Hilfe kommen wollte, wurde er von ihr energisch zurückgewiesen, wobei sie auf seine Hände zu deuten schien, welche ihr anscheinend zu schmutzig waren. So blieb das Durcheinander an ihrem Rücken bestehen.

Nach dem Gespräch mit dem Vater des Mädchens wurden die Herrschaften schließlich von ihm in seine Hütte geführt, wobei ein starker Widerwille der Dame zu erkennen war. Verächtlich blickte sie umher, zog ihr Kleid nach oben und gab bei jedem ihrer Schritte genau acht, wohin sie trat, wodurch ihr bloßes Gehen schon zu einem großen Aufwand wurde und man den Eindruck bekam, daß sie keinen einzigen Schritt vorangekommen wäre, hätte sie ihr Gatte nicht an einem ihrer Arme führend gestützt.

Diese Vorgänge interessierten den Knaben jedoch nicht im geringsten. Sein Interesse lag etwas abseits der Bauernhütte, wo das Mädchen immer noch neben dem ihr stehenden Jungen auf dem Stein saß.

Er mußte wohl ein paar Jahre älter als er selbst gewesen sein, denn er machte schon einen weitaus männlicheren Eindruck. Vielleicht ist er aber gar nicht älter als ich, spielte der Knabe im Grase liegend mit seinen Gedanken. Vielleicht schaut er nur älter aus, immerhin ist er ein ganz anderer, als ich es bin. Er und seine Eltern sind sicher wichtige Personen aus der großen Stadt.

Tatsächlich handelte es sich bei den Herrschaften um reiche Geschäftsleute aus Paris, die bestimmter Umstände wegen in den Süden Frankreichs reisen wollten und nun in dem ärmlichen Dorf Rast machen mußten, da sich weit und breit keine andere Gelegenheit dafür bot.

Fasziniert beobachtete der Knabe den fremden Jungen, wobei er in seinen Gedanken immer mehr zum Manne geriet. Dieser holte gerade aus einer über seiner Schulter hängenden Tasche eine Tafel Schokolade heraus, und der Knabe erinnerte sich eines auf der Durchreise befindenden freundlichen Mannes, der ihm und den anderen Kindern aus der Nachbarschaft damals Schokolade angeboten hatte.

Wie mochten ihre Gesichter gestrahlt haben, als die unbekannte Köstlichkeit ihre Zunge entzückte! Genau ein solches Strahlen war nun auf dem Gesicht des Mädchens zu sehen, doch zögerte sie noch, das Stückchen anzunehmen. Ihre Backen färbten sich rot und sie blickte verlegen, als sie es schließlich doch an sich nahm. Zunächst war sie noch unentschlossen, die Schokolade zu essen, und hielt sie prüfend in der Hand, als sei sie zu schade, von ihr gegessen zu werden, bis sie sich dann schließlich doch überwand und sich das Stückchen durch ihre rosa Lippen hindurch auf ihre Zunge legte. Kein einziges Mal biss sie darauf und ließ es dort vollständig zerschmelzen. Während dieser Zeit konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken, obwohl sie dies zu versuchen schien. Mit gesenktem Köpfchen saß sie da und blickte auf den Boden nieder, als ob sie sich für et-

was schämen würde, oder Verbotenes tue. Sie war es eben nicht gewöhnt, aus reiner Lust zu essen, sondern nur des quälenden Hungers wegen und wenn auch jene braune Kost herrlich munde, den Hunger stillte sie nicht, nein ganz im Gegenteil: Sie machte Lust auf mehr und eben genau dies erregte ein wenig das schlechte Gewissen des Mädchens.

Eine tiefe Scham erfüllte den Knaben plötzlich, weil er die beiden so feige aus sicherem Versteck visierte; wie ein räudiger Hund schlich er davon. Es würde für lange Zeit das letzte Mal gewesen sein, daß er das Mädchen leibhaftig sah.

3.



Am liebsten wäre er keinem Menschen mehr begegnet. Als er schließlich zur Bauernhütte seiner Eltern zurückkehrte, war es bereits später Abend geworden.

An einem offen stehenden Fenster wurde er ungewollt Zeuge eines sich um ihn drehenden Gesprächs.

»Was soll bloß aus uns werden?« fragte seine Mutter. »Wer soll nur unseren Hof weiterführen? Ein einziges Kind haben wir nur, und es ist ein schwächliches, das gar nicht für die harte Arbeit taugt! Wer soll in Zukunft die Felder bestellen, wenn wir dafür zu alt geworden sind? Wer soll es sein, der dann für uns sorgen wird, wenn wir uns nicht mehr aus eigener Kraft erhalten können? Unser Kind wird dazu sicher nicht in der Lage sein! Sollen wir denn etwa betteln gehen?«

Sie blickte zu ihrem Mann, der schweigend vor sich hin brütete und nicht den Eindruck erweckte, sich in nächster Zeit an dem Gespräch zu beteiligen.

»Du schweigst?« fragte sie vorwurfsvoll. »Sieh ihn dir doch an, deinen Sohn. Schwach und kränklich ist er und nicht zur Arbeit an einem Hof fähig, und das in unserer Zeit, in der man härter denn je arbeiten muß. Noch bevor er uns eine Stütze sein kann, werden wir ihn pflegen müssen, sag ich dir.«

»Ein Engel ist er«, warf nun die ebenfalls anwesende, sehr gläubige Großmutter des Knaben ein und konnte dabei den Zorn auf ihre Schwiegertochter nicht unterdrücken. »Nichts Schlechtes dringt zu ihm hindurch, nichts schwärzt seine Seele, selbst wenn er hier bei uns vom Schmutz umgeben leben muß. Nie noch sah ich ihn Böses tun wie andere Jungen seines Alters. Nie hat er seine Stimme für sich benutzt, alles duldet er und macht dabei keiner Menschenseele einen Vorwurf. Ein

Engel ist er, sag ich euch, und das Böse ist ihm völlig fremd, er kennt es ganz einfach nicht.«

In der Tat schien der Knabe frei von bösen Gedanken zu sein. Gefühle wie Feindschaft oder gar Rache waren ihm fremd, und wenn er von einem anderen Kind beleidigt oder verspottet wurde, was wegen seiner Andersartigkeit nicht selten vorkam, so trug er diesem in nichts etwas nach. Es war fast, als würde er solche Demütigungen noch im selben Moment vergessen, und er verhielt sich in unveränderter Weise zu seinem Peiniger, was einen manchen derart ärgerte, daß er ihm noch mehr zusetzte. Es war eben genau jene scheinbare Unangreifbarkeit, die ihm viele Feinde einbrachte, und dies nicht nur bei den Gleichaltrigen, sondern auch bei den Erwachsenen. Selbst wenn man ihn wieder einmal verprügelt hatte, stand er nur auf, als müsse dies so sein, klopfte sich den Staub aus seiner Kleidung und ging weiter seines Weges, ohne Wut und Haß auf jene, die ihn schlugen, in sich zu tragen. Entweder war seine Seele schon gebrochen, oder er kannte solche Empfindungen wirklich nicht, wie es die Großmutter sagte.

Doch auch die Befürchtungen seiner Mutter waren keinesfalls unbegründet, denn der Knabe war sehr schwächlich gebaut und selbst für ärmliche Verhältnisse mager. Hinzu kam, daß er immer eine krank aussehende Bleiche im Gesicht trug, seine Augen auffällig groß waren und umher blickten, als könnten sie nicht recht glauben und verstehen, was sie sahen.

Er wirkte nicht gerade so, als wäre er zu harter Arbeit fähig, sei sie nun körperlicher oder geistiger Natur. In seinem Dorf gab es sogar einige, die ihm Geistesschwäche nachsagten, denn obendrein war er auffallend vergeßlich, und hätte man in sein Gehirn schauen können, so wäre man dort dies betreffend durchaus fündig geworden. Nicht daß er im eigentlichen Sinne geisteskrank gewesen war, doch konnte er sich bei selbst jüngst geschehenen Ereignissen nur mehr an einzelne Bilder erinnern, so wie man sich im höheren Alter ohne die dazugehörenden Zusammenhänge an Bilder und Eindrücke aus früherer Kindheit erinnert. Für den Knaben traf dies aber schon

für seine Kindheit zu und betraf nicht nur länger zurückliegende Ereignisse, sondern bereits gerade erst geschehene.

Ein arger Träumer war er eben, der sich mit seinen Gedanken an so manchem Orte befand, nur nicht an dem, auf welchem er mit seinen Füßen stand.

Wenn ihn sein Vater zum Beispiel auf die Felder schickte, um etwas zu erledigen, dann endete es meist damit, daß er die Arbeit über seine Träumereien hinweg ganz einfach vergaß, selbst wenn es sich dabei um die aller einfachste Sache gehandelt hatte. Ging sein Vater dann auf die Felder hinaus, um seinen Jungen zu suchen, weil dieser so lange ausgeblieben war, fand er ihn meist auf einer Wiese liegend in den Himmel schauend und die Wolken betrachtend oder des Abends in den Sonnenuntergang starrend, jedenfalls in völliger Abwesenheit vor.

Überhaupt sah der Knabe oft in den Himmel, offensichtlich vermochte er in den Wolken Dinge zu sehen, die dem normalen Betrachter verborgen blieben, und offensichtlich gab es auf der Erde nicht viel Schönes zu bestaunen; der Knabe liebte aber nun mal das Schöne. In seiner Umgebung gab es nur staubige Felder, und ebenso staubig waren auch die Menschen, die von den Feldern lebten. Selbst die Pferde in seiner Umgebung waren nicht schön anzusehen, obwohl er Pferde mochte, doch es gab nur abgeschundene Arbeitspferde, denn schließlich mussten sie nicht schön sein, solange sie nur ihre Arbeit machten.

So zog es also den Blick des Knaben in den Himmel, wo er das Schöne suchte, das er auf Erden nicht finden konnte.

Dann aber wurde sein Schauen plötzlich wieder auf die Erde zurückgeholt und der Himmel schien Kopf zu stehen.

Dies geschah, als er zum ersten Mal das Mädchen auf dem Stein sitzen sah.

Eines sei hier noch von dem Knaben gesagt. Es ist dies, daß er ein mehr als ruhiger Junge war. Es gab Stimmen in dem Dorf, die hielten ihn sogar für völlig stumm, weil sie ihn niemals etwas sagen gehört hatten.

Wiederum andere, die wußten, daß er nicht stumm war, hielten sein schweigsames Wesen gar für eine Gefahr.

»Der schaut immer nur mit weit aufgerissenen Augen, und sprechen tut der niemals etwas, der wird sich wohl so Manches denken. So ein Schweigen kann gefährlich werden, da brütet der Mensch meist etwas aus. Als Kind noch ist er nur ein Träumer, wenn er aber heranwächst und in seinem Kopf keinen Platz mehr findet ... Was, wenn plötzlich eine Hütte brennt, weil ihm die Asche zum Malen ausgegangen ist?«

Derart wurde im Dorf nicht selten von dem Knaben gesprochen, weil man in einer Zeit großen Mißtrauens lebte und es durchaus schon vorkam, daß jemand dieses harte Leben nicht mehr ertragen konnte und losgezogen war, um Feuer zu legen.

Dem Knaben taten sie damit jedoch großes Unrecht, denn wenn er auch ein sehr merkwürdiges Kind war, eine Gefahr für andere war er indes wirklich nicht.

Die Abneigung anderer ihm gegenüber und die Tatsache, daß viele ihn sogar fürchteten, war dem Knaben freilich keineswegs entgangen, doch suchte er die Fehler hierfür stets bei sich selbst. Die anderen waren schließlich in der Mehrheit, und wenn es nicht einmal einen einzigen gab, der etwas mit ihm zu schaffen haben wollte, so mußte für ihn doch etwas Wahres daran sein.

Selbst seine Mutter hielt ihm vor, daß er nicht normal sei und er sich zusammenreißen solle, weil man ihn sonst noch vollständig für verrückt erklären und ihn wegsperrn würde. Einfach nur einen ganz normalen Jungen wünsche sie sich, derart tadelte sie ihn nicht selten.

Oft dachte der Knabe hierüber nach und fragte sich, wie er es anzustellen hätte, normal zu sein, ohne es jedoch zu wissen.

Keinesfalls verstand er jedoch, daß man ihn für eine Gefahr hielt. Wie könnte er denn eine Gefahr für andere sein, fragte er sich. Wie wurde er denn zu einer Gefahr für andere und was mußte er tun, um keine Gefahr für andere mehr zu sein? Von derartigen Fragen war er oft ergriffen, ohne indes darauf eine Antwort zu finden. Zu hart ging er da oftmals mit sich selbst ins Gericht, weil er es nicht besser wußte. Immerhin